

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 114 (1988)
Heft: 31

Artikel: "Sind die Tells denn nicht daheim?"
Autor: Herdi, Fritz / Stauber, Jules
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-613676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Sind die Tells denn nicht daheim?»

Laut Friedrich Dürrenmatt ist Wilhelm Tell nach wie vor der bekannteste Schweizer. Und die Aufführungen von Schillers «Wilhelm Tell» sind fast weltweit kaum noch zu zählen. Wobei jene Liebhaberspiele nicht mitgerechnet sind, zu denen Mani Matters «Si hei dr Wilhäm Täll ufgürt im Löie

z «Nottiswyl» gehört. Fritz Herdi hat – gerade rechtzeitig zum 1. August – einige Anekdoten zusammengetragen, für die nicht Wilhelm Tell persönlich verantwortlich ist, sondern jene, die mit Theateraufführungen gleichen Namens zu tun hatten und haben.

Glocken der Heimat

Felix Holländer, Romanautor und enger Mitarbeiter Max Reinhardts, inszenierte kurz nach Beginn des Ersten Weltkriegs den «Wilhelm Tell». Als er eines Morgens die Rütliszenze probte, wurde just der Sieg von Tannenberg bekannt. In ganz Berlin läuteten die Kirchenglocken, und ihr Schall drang auch auf die Bühne in der Schumannstrasse. Holländer stellte verärgert den Inspizienten: Wer denn das Glockenläuten angeordnet habe. Im Regiebuch stehe nichts davon.

Man machte Holländer klar, worum es sich handelte. Holländer hörte nur mit halbem Ohr hin und klemmte den Bericht über das historische Ereignis mit den Worten ab: «Auf jeden Fall: das Glockenläuten bleibt!» So läuteten denn am Ende der Rütliszenze jeweils die Glocken von Tälern und Bergen, und die Kritik war über den stimmungsvollen Regieeinfall begeistert.

schlauer Theaterdirektor besetzte die Rolle deshalb überhaupt nicht, sondern liess den Rudenz einfach einen Brief in der Hand halten und dazu sagen: «Hier schreibt mir der alte Attinghausen, dass er gerade gestorben ist, und er lässt euch bestellen, dass neues Leben aus den Ruinen blüht, und ihr sollt einig, einig, einig sein.»

Die Tells

Bei einer Tell-Aufführung klopfte Johannes Parricida, flüchtiger Mörder, an Tells Hütte. Aber die Hedwig, die ihm hätte aufmachen sollen, war nicht auf ihrem Posten. Parricida klopfte nochmals. Und wieder. Und immer lauter. Schliesslich formte er die Hände zum Schalltrichter und brüllte: «Sind die Tells denn nicht daheim?» Darauf kreuzte, obwohl der Satz nicht von Schiller stammte, Hedwig auf.

Rekordleistung Schillers

Rossini, der nach seinen eigenen Angaben das Vorspiel zu «Graf Ory» beim Fischfang mit den Füssen im Wasser des Herrn Aguado schrieb, während dieser ihm einen Vortrag über die spanischen Finanzverhältnisse hielt, liess die Nachwelt wissen: «Das Vorspiel zum Wilhelm Tell wurde unter fast ähnlichen Umständen geschrieben.»

Sehr anders klingt, was Goethe über Schillers pausenlose, aufreibende Tag- und Nachtarbeit am «Tell» erzählt: «Überfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, liess er sich nicht – wie ihm fälschlich nachgesagt wurde – Champagner, sondern starken Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten. So wurde der «Tell» in sechs Wochen fertig, er ist aber auch wie aus einem Guss!»

Flexibel

Kleine Bühnen haben Mühe, die zahlreichen Rollen im «Wilhelm Tell» zu besetzen. Am kritischsten ist es mit dem alten Attinghausen, bei dessen Tod das männliche Personal fast vollzählig mit herumsteht. Ein

selber zu stellen, während historische Kostüme und Phantasiekostüme sowie die Kleidung des anderen Geschlechtes das Theater zu stellen hat. Am Zürcher Schauspielhaus werden fast nur Werke der klassischen Weltliteratur aufgeführt.»

Dazu gehört seit manchem Jahrzehnt, ganz unumgänglich, Schillers «Wilhelm Tell» mit ausschliesslich historischen Kostümen. Für einen Garderobier bedeutet das ein mächtiges Handicap und enorm viel Arbeit. So kam es, dass Chefgarderobier Prüfi am Zürcher Schauspielhaus einmal ganz verzweifelt fragte: «Sag' mal, haben denn die Klassiker jar nischt uff modern jeschrieben?»

Tell in Linz

In der Direktionsära Ignaz Brantner am Linzer Landestheater schlug der Oberspielleiter vor, «Wilhelm Tell» als Osterpremiere herauszubringen. Davon wollte der Direktor nichts wissen. Er brummte: «Zu Ostern? Da wird nichts draus. Den Tell spielen wir im Herbst, da sind die Äpfel billiger.»

Der Darsteller des Tell zu jener Zeit kam häufig zu spät ins Theater. So spät, dass einmal die Zeit nicht mehr ausreichte, um ihm den Bart anzukleben. Er spielte in den ersten Szenen kahlgesichtig, kam erst danach bärig daher und schwatzte sich beim Regisseur mit den Worten heraus: «Ich wollte zum Ausdruck bringen, was für ein Tyrann dieser Gessler ist, der seinen Gefangenen nicht einmal erlaubt, sich zu rasieren. Da begreift das Publikum besser, dass ich ihn erschiessen muss.»

Einmal freilich, so berichtet Friedrich Willner, kam er, in der Seitenkulisse zum Auftritt bereit, bei der Rütt

lischtwur-Szene nach dem Satz «Wo ist der Tell? Soll er allein uns fehlen, der unsrer Freiheit Stifter ist?» verwirrt und verfrüht auf die Bühne gestürzt mit dem Ausruf: «Hier ist der Tell, gute Leute!» Als er merkte, dass er zu früh dran war, zog er sich zurück mit den schön gedrechselten Worten: «Mich deucht, ich komme etwas später wieder.»

Klassisch von Joethe

Nicht auszurotten ist der steinalte Scherz vom preussischen Leutnant Zitzewitz, der im Theater gewesen war und gefragt wurde, was man denn da gegeben habe. Fünf Mark, war die Antwort. Er für seine Person habe fünf Mark gegeben. Nicht doch. Was für ein Stück? wollten die andern wissen. «Stück?» verwunderte sich der Leutnant. «Aber natürlich, ein Stück haben sie auch gegeben. So was Klassisches, von Joethe: Zivilist schoss nach Obst.»

Neue Masche

Zu Schillers Geburtstag wurde vor Zeiten im alten Hamburger Thalia-Theater alljährlich «Wilhelm Tell» aufgeführt, bis eines Jahres «Fiesco» an die Reihe kam. Ein würdiger älterer Senator, der die Vorstellungen regelmässig im Abonnement besuchte und ebenso regelmässig dabei einschlief, erwachte eben, als Fiesco ins Meer geworfen wurde. «Allerhand», sagte er schlaftrunken zu seiner Gattin, «Jahr für Jahr haben sie den Mann erschossen, und jetzt schmeissen sie ihn plötzlich ins Meer.»

Spontanbeifall

Im wiedereröffneten «Deutschen Theater» in Ostberlin kam es Anfang der sechziger Jahre bei der Aufführung von Schillers «Wilhelm Tell» zu einer spontanen Demonstration. Nach Augenzeugenberichten klappte der grösste Teil der Theaterbesucher laut Beifall, als Ruodi am Ende des ersten Auftritts im ersten Aufzug händeringend ausrief: «Gerechtigkeit des Himmels, wann wird der Retter kommen diesem Lande?» Als unmittelbar danach das Licht im Saal aufleuchtete, verstummt die Ostberliner und sassen ungerührt auf ihren Plätzen. Wie damals in Westberlin bekannt wurde, soll sich der Beifall fünf- oder sechsmal bei ähnlichen Aussprüchen wiederholt haben.

Einseitige Klassiker

Erwin Parker, Mitglied des Schauspielhauses Zürich über Jahrzehnte hinweg, schrieb 1963 in einem Heimeran-Bändchen über den originellen Chefgarderobier Hans Prüfer alias «Prüfi», der aus Berlin in die Schweiz gekommen war:

«Wir Schauspieler sind lt. Artikel 17, Abs. 2, des Gesamtarbeitsvertrages verpflichtet, die moderne Strassen-, Sport- und Gesellschaftsbekleidung

